

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Unsere Heimat 1957

8 (1957)

Lup, Scholz

8

HEIMAT

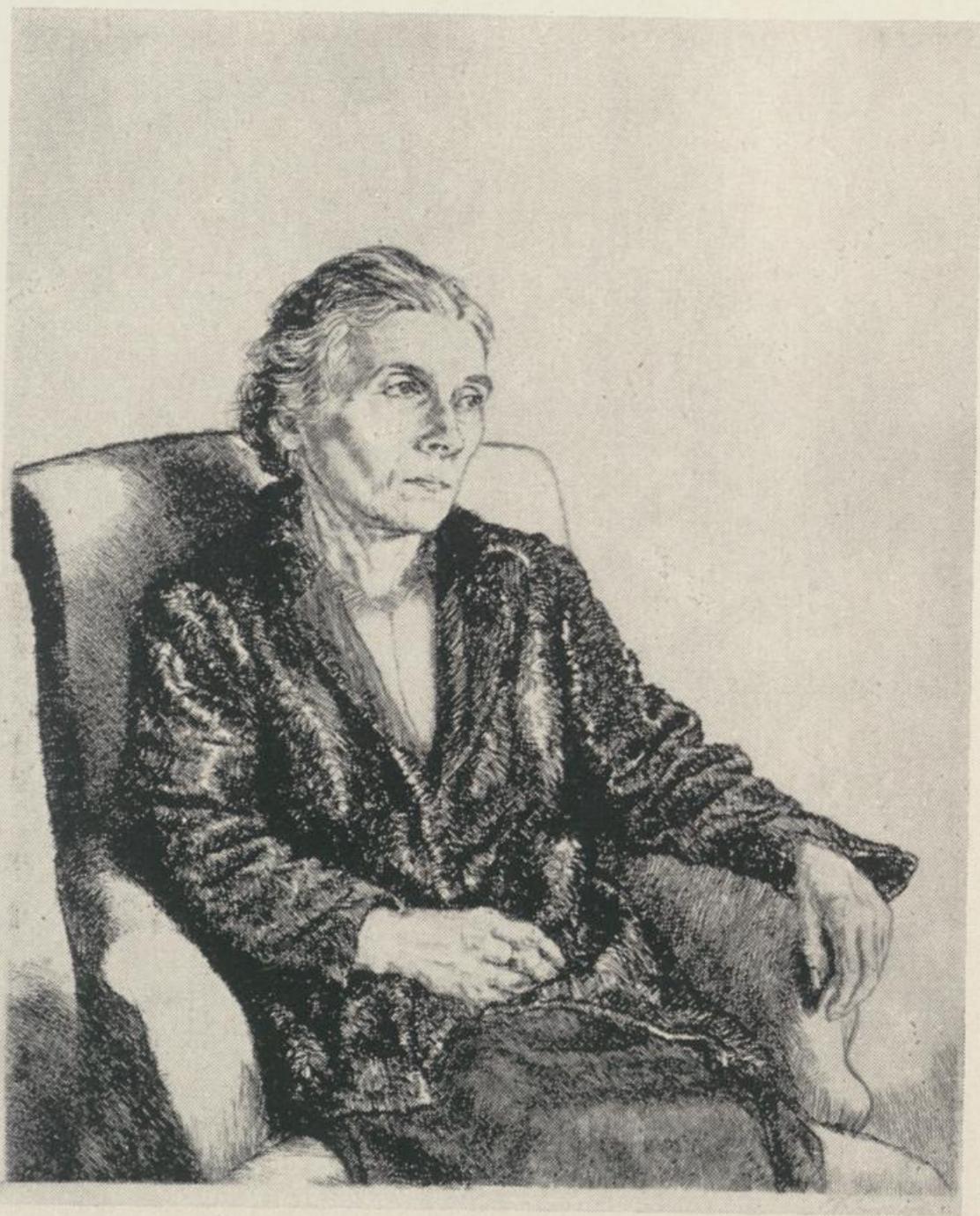
Unsere



P6 A 833

3. JAHRGANG / 1957

Blätter aus der Prignitz



Meine Mutter — eine Bäuerin

Radierung

von Prof. Otto Bertl, Bad Wilsnack

Das in Heft 6 an dieser Stelle erschienene Pastell „Junge Pioniere“
stammt ebenfalls von Prof. Otto Bertl

HANS KOCH, SCHWERIN

Roggenaust

IN GROSS-BREESE

Erntezeit — Zeit der Reife und der Erfüllung, sonnendurchglüht, voller Lachen und Frohsinn — von vielen Dichtern besungen, Motiv vieler Maler. Bei unseren Vätern umgeben von vielen Sitten und Gebräuchen. Doch der rasende Lauf der Technik ging nicht an der Erntezeit vorüber. Wo noch vor 50 Jahren Sense hinter Sense durch das reife Korn rauschte und fleißige Fauenhände die Garben banden, wo vor 30 Jahren der Ableger seine Arme kreisen und seine Messer rattern ließ, da werfen heute die von Pferden oder Traktoren gezogenen Selbstbinder die fertigen Garben in lange Reihen. Ja, vielerorts schaufeln sich schon die Mähdrescher durch die Großflächen und liefern das gedroschene Getreide und das gebündelte Stroh, dem Bauern Zeit und Arbeit sparend.

Vieles hat sich geändert in den letzten fünf Jahrzehnten. Leichter ist die Arbeit dem Menschen geworden. Wenn auch noch heute die Erntezeit hohe Zeit ist und jeder Bauer sich freut über den Ertrag seiner Arbeit, so ist doch vieles verschwunden, was noch um die Jahrhundertwende der „Roggenaust“ ihre eigene Romantik gab.

Wir wollen einmal zurückträumen in die Zeit unserer Großeltern und so eine „Aust“ miterleben.

An einem sonnigen Julitag, der Monat neigt sich schon dem August zu, da rollten gegen Abend viele Leiterwagen von Wittenberge her, die schattige Dorfstraße entlang. Sie waren dicht besetzt mit Männern, Frauen und Kindern. Jeder Bauer holte seine „Auster“ ab. Meistens waren es Arbeiter aus Wittenberge, die gezwungen waren, sich bei der Ernte zu ihrem kargen Lohn einige Taler hinzuzuverdienen. Auf dem Hofe angekommen, wurden die Erntehelfer von der Bäuerin herzlich willkommen geheißen. Es waren ja meistens alte Bekannte, Leute, die schon seit langen Jahren zur Ernte kamen. Oft hatte der Mann als „Knecht“ oder die Frau als „Deern“ auf dem Hofe „gedient“, nachdem sie aus der Schule waren und bevor sie in der Stadt Wittenberge in der Singer-Nähmaschinenfabrik, in der Naylor'schen Tuchfabrik, der späteren Norddeutschen Maschinenfabrik, einem 1945 demontierten Rüstungsbetrieb, der Herz'schen Ölmühle, dem Reichsbahn-

ausbesserungswerk, kurz „Werkstatt“ genannt, oder auf dem Bahnhof Arbeit fanden.

Da gab es ein Händeschütteln, ein Erzählen und Wundern: „Ach nee, waern de Kinner bloß grot wordn.“

Waren dann die Pferde in den Stall gebracht, ging es zu Tisch. Ein kräftiges Abendbrot stand bereit, für die schwere Arbeit des kommenden Tages die nötigen Kalorien zu geben. Schon einige Tage vorher war auf dem Hof ein Schwein und auch wohl ein Kalb geschlachtet worden. Heute morgen hatte man einen ganzen Ofen voll Kuchen, Brot und Stuten gebacken. Im Hühnerstall harrten einige alte Hühner ihrer Bestimmung, Frikassee zu werden. Im Keller standen gut verkorkt die Tonkruken mit Braunbier und die Flaschen mit dem Ernteschnaps, einem Korn, von dem der ganze Liter 90 Pfennig kostete.

Gastwirt Paul Gäde aus Wittenberge, der zu meiner Knabenzeit noch in der Bad-Wilsnacker-Straße geradeüber von der Ölmühle eine Gastwirtschaft betrieb, hatte mit seinem Planwagen das köstliche Naß auf die Dörfer gefahren.

Ja, es war angerichtet wie zu einer kleinen Hochzeit. Jede Hausfrau legte Wert darauf, ihre Helfer besonders gut zu bewirten, denn nichts war peinlicher, als wenn die Auster auf einer anderen Stelle erzählten, daß da oder dort „schlecht tokokt wurd“.

Allerdings hat es auch zu allen Zeiten Bäuerinnen gegeben, die einen schlechten Ruf in Kauf nahmen und dafür sparten. Daß deren Männer jedes Jahr neue Auster suchen mußten, ist wohl selbstverständlich. Keine Angst, ich nenne keine Namen, denn ich möchte ja noch öfter nach Groß-Breese kommen, und Beweise kann ich doch nicht antreten.

Nachdem man nun tüchtig zu Abend gegessen und auch wohl auf gutes Erntewetter noch einen kleinen Verdauungsschnaps hinter die Binde gegossen hatte, ging es früh schlafen. Es muß gar nicht so einfach gewesen sein, drei und vier Familien zusätzlich unterzubringen. Sicher würde sich manche Hausfrau von damals gut für das Wohnungsamt eignen.

Am nächsten Morgen ging es früh raus. Schon um 5 Uhr gab es Frühstück, Kaffee und frischen Kuchen, und um 6 Uhr war man auf dem Felde. Männer und Frauen gingen dabei gleich praktisch und geschmackvoll gekleidet. Die Frauen trugen eine langärmlige Mantelschürze, „Austkleid“ genannt. Dieses praktische Kleidungsstück wird ja heute noch von unseren Ärzten und Laboranten getragen. Ob sie, die darauf so stolz sind, wohl wissen, daß sie damit ein typisch ländliches Kleidungsstück tragen? Auf dem Kopfe trugen die Frauen einen „Helgoländer“, auch Flucherhut oder Schladderhut genannt. Ein Gebilde aus Fischbein, Leinen und Bändern beschattete Gesicht, Hals und Nacken seiner Trägerin. Die Männer trugen lange Stiefel, weiße Drillichhosen, ein weißes Leinenhemd und einen Strohhut.

So ging das Mähen los. Drei oder vier Sensen hintereinander. Hinter jedem Mäher kamen zwei Frauen. Die erste nahm mit einer Harke das Schwad von dem noch stehenden Getreide ab und legte es in Garben, während die zweite die Garben band.

Es war gar nicht so einfach, als erster Mäher die Sense durch das Korn rauschen zu lassen, denn die folgenden Sensenmänner blieben dicht auf den Fersen. So ist das ja auch heute bei den großen Sportkämpfen, z. B. bei den Radrennfahrten. Meist war es der Knecht, der den Vormäher abgab. Er bestimmte das Tempo und bekam dafür wie auch die Deern, die seine Binderin war, ein Geschenk extra.

Bei dieser Gelegenheit sei auch die Entlohnung der Erntehelfer erwähnt. Jeder Mäher wird um die Jahrhundertwende täglich 3 Mark, jede Binderin 2,50 Mark erhalten haben, und das für einen Arbeitstag von 12 Stunden. Wenn es auch falsch ist, diese Bezahlung aus dem damaligen Preisgefüge herauszureißen und mit unseren heutigen Löhnen zu vergleichen, so steht doch fest, daß es recht dürftig war, was ein Mann, der 12 Stunden die Sense schwang, verdiente.

Um 9 Uhr gab es zum zweiten Male Frühstück. Jetzt wurden Wurst-, Speck- und Schinkenstullen verzehrt. Schnell war bei Scherzen und Lachen die kurze Pause vorüber. Je höher die Sonne stieg, desto öfter machte die „Austergesellschaft“, wenn sie vom Ende des Schlages, der ja nur von einer Seite gemäht wurde, wieder zum Anfang ging, an der Braunbierkruke und an der Kornflasche halt.

Wenn vom Dorfe her die Mittagsglocke klang, dann setzte man sich mit gutem Appetit zur Mittagstafel. Ja, Tafel ist nicht übertrieben: Suppe gab es, Hühner- oder Rindfleischsuppe, Frikassee, Braten und Pudding. War das nicht ein Festessen?

Nachdem man während der heißesten Tageszeit eine Stunde geruht hatte, ging es wieder an die Arbeit. Wenn dann nach einer kurzen Vesperpause um 18 Uhr die Glocke zum Feierabend läutete, wußte bestimmt jeder, was er getan hatte. Wenn es damals auch keine Norm gab, so rechnete man doch auf jeden Mäher bei einigermaßen gutem Roggen 3 bis 3½ Morgen pro Tag.

Seine eigenen Reize hatte so ein Feierabend im Dorfe in der Erntezeit.

Durch die dörfliche Stille, die damals weder durch den Lärm vorbeihastender Autos noch durch das Geknatter ihrer Schalldämpfer beraubter Motorradauspuffs und auch nicht durch das Gebrüll der mit Hoflautstärke spielenden Radioapparate gestört wurde, tönte der Klang der Dengelhämmer. Ich kann mir keine schönere Feierabendmelodie denken als diesen Klang. Wenn ich nicht so unmusikalisch wäre und komponieren könnte, gäbe es neben dem „Holzhackerdixi“ sicher schon eine Musik vom Sensendengeln. Ja das Sensendengeln — gar nicht so einfach, kann ich der jungen Generation, die jetzt in die Schule trabt, versichern. Als ich 1945 anfing, meine

Sense selbst zu dengeln, hatte ich zwar in dem alten Vater Vogel einen guten Lehrmeister, aber ich hatte doch große Mühe, daß ich keine Säge aus der Sense machte . . . Es konnte zu meiner Jungbauernzeit schon mancher Junge besser ein Maschinenmesser schleifen als eine Sense schärfen, ich selbst auch.

So richtig lustig wurde es erst am zweiten Tag der Ernte. Schon in den frühen Morgenstunden waren die Musikanten aus Wittenberge, die bei Festen zum Tanz aufspielten, ins Dorf gekommen. Sie zogen von einem Feld zum anderen und erfreuten die Schnitter mit einem Ständchen. Sicher wurden auch damals schon die Modeschlager bevorzugt, denn es wird von sehr glaubwürdigen Zeugen berichtet, daß die Jugend die Gelegenheit gerne benutzte, eine Sohle auf die Stoppeln zu legen. Der Bauer bedankte sich mit einem Geldgeschenk. Da musizieren und tanzen durstig macht, gab es einen tüchtigen Schluck aus der Flasche, und nach diesem kleinen Intermezzo ging es wieder fröhlich an die Arbeit.

Am Abend dieses zweiten Erntetages hatten es alle eilig, ins Dorf zu kommen, denn die Musikanten spielten zum Tanze auf. Munter drehten sich die Paare, da wurde gescherzt, gelacht und ganz sicher auch geküßt. Damit aber keiner auf den Gedanken kommt zu glauben, man habe damals in unerhörter Weise Raubbau an seiner Gesundheit getrieben, sei versichert, daß die Mitternachtsstunde nicht überschritten wurde.

Der dritte Erntetag war allgemein der Abschluß der Roggenaust. Rüstig ging es dem letzten Schlage zu Leibe. Jetzt war das Ende schon zu sehen. Mit Freuden ließen die Erwachsenen „den Hasen rauslaufen“, d. h. es fiel das letzte Schwad. Nicht ganz so freudig sahen die Kinder aus der Stadt dem Ende der Ernte entgegen. War es doch für sie eine Zeit, mal richtig Bauernkost zu essen, den ganzen Tag auf dem Felde, im Wald und auf der Koppel herumzutoben.

Ja, so sah damals wohl eine Roggenaust aus, wenn das Wetter gut war. Aber das soll auch nicht immer der Fall gewesen sein. Wenn dann ein Regentag dazwischen kam, ging es ja noch. Da saß man dann eben auf der Scheunendiele und wartete auf den Sonnenschein. Es wurde geklönt und geschmökt, ja geraucht, die Feuerwehr wußte damals nämlich noch nicht so viel vom vorbeugenden Brandschutz. Einige Male wartete man sogar mehrere Tage auf Sonnenschein, so daß noch einmal frischer Kuchen gebacken werden mußte.

Aber irgendwie ging die Ernte zu Ende, und mit Winken und Versicherungen, daß man zur Kartoffelernte wiederkäme, schieden die Auster von der Bäuerin. Ihr Lachen und Scherzen klang noch lange, vermischt mit dem Geklapper der Wagen, zum Dorf zurück.



Der Pilzsucher

Holzchnitt

von Prof. Otto Bertl, Bad Wilsnack

Amtsrat Clausius und die Bückwitzer Bauern

Als am 18. August 1787 dem Oberlandstallmeister Major Graf von Lindenau vom König Friedrich Wilhelm II. der Befehl erteilt wurde, in der Umgebung von Berlin einen Platz zur Anlegung eines englischen Gestüts auszusuchen, brachte er nach einigen Fehlgriffen das bei Neustadt bereits bestehende Eselsgestüt mit Stutereien, das schon etwa 100 Jahre vorher vom Prinzen von Hessen-Homburg angelegt war, in Vorschlag. Dieser Platz zeigte sich für die damaligen Bedürfnisse als äußerst passend. Jedoch mußten die Ländereien des Amts Neustadt hinzugelegt werden, da sich die bisherige Anlage als zu klein erwies. Mit Verfügungen vom 5. und 26. März 1788 beauftragte alsdann die Domänenkammer den Oberlandstallmeister Graf von Lindenau, den Kammerhofpräsidenten Domprobst von Voss und den in Neustadt amtierenden Kriegs- und Domänenrat Peter Gottlieb Clausius, das Amtsvorwerk Neustadt aufzulösen und es zu einem englischen Gestüt einzurichten.

Wohl kaum jemand ahnte damals, welche Folgen dieses königliche Dekret für die Untertanen haben könnte, am allerwenigsten die Amtsbauern in Sieversdorf, Köritz und Bückwitz. Das Amtsgut Neustadt mit allen Grundstücken und Ländereien wurde seit geraumer Zeit nicht mehr vom Staat bewirtschaftet, sondern war auf Jahre hinaus an den Amtsrat Clausius und mit Unterpand des Vorwerks Köritz an den Oberamtmann Höpke verpachtet. Sollte also die Einrichtung des Gestüts zur Durchführung kommen, so mußten zunächst die Pächter entschädigt und veranlaßt werden, von ihren Verträgen zurückzutreten. Beide, Clausius und auch Höpke, erklärten sich unter gewissen Bedingungen mit der vorfristigen Aufkündigung einverstanden. Oberamtmann Höpke bat um Überlassung des Vorwerks Köritz und forderte ferner u. a. Unterstützung zum Bau eines neuen Wohnhauses und die Gerichtsbarkeit über die Köritzer Amtsuntertanen. In einem Erbpachtvertrag vom 8. März 1788 billigte man ihm alle seine Ansprüche zu. Wesentlich höher und gewaltiger stellte der Generalpächter des Amts Neustadt, Amtsrat Clausius, seine Forderungen. Neben vielen Wünschen, die im besonderen Neustädter Verhältnisse betrafen, sollten ihm die königlichen Bückwitzer Untertanen zur völligen Schadloshaltung in Erbpacht gegeben werden und ganz Bückwitz seiner Gerichtsbarkeit unter-

worfen sein. Die Sieversdorfer Amtsuntertanen — 24 Bauern und 6 Kossäten — beanspruchte die Gestütsverwaltung für sich und ersuchte um freie Verfügung. Sie waren zur Heugewinnung, zu Gespann- und Handarbeiten unentbehrlich. Jeder Bauer hatte 46 Spann- und 122 Handtagsdienste zu leisten.

Natürlich wurde von den königlichen Bauern nicht einer nach seiner Meinung über diese Maßnahmen gefragt. Sie sträubten sich deshalb und setzten sich zur Wehr. Leibeigene Untertanen wollten sie niemals wieder werden, zumal sie nach dem Dreißigjährigen Kriege keine Hofdienste zu leisten brauchten, wie es in der Urkunde vom 20. Februar 1702 festgelegt war. Aber was half es, die Gestütsbauten konnte man wegen einiger unzufriedener Bauern nicht in Frage stellen. Die Pächter wie auch die neue Gestütsverwaltung erhoben diese Forderungen, und deshalb mußten sie erfüllt werden. Um nun die „widerspenstigen“ Männer und Frauen zum Gehorsam zu zwingen und sie gefügig zu machen, kamen die schärfsten drakonischen Maßnahmen zur Anwendung. Und derjenige, der sich hierbei in seinem tyrannischen und launenhaften Gebaren besonders hervortat, war der Kriegs- und Domänenrat oder Amtsrat Clausius.

In die Neustädter Amtszeit des Kriegs- und Domänenrats Clausius fiel auch die Besiedelung des entwässerten Rhinluchs und Dossebruchs; gehörte doch fast das gesamte Gebiet, zumindest soweit es die Dreetzer und Sieversdorfer Feldmarken betraf, zur Verwaltung und Gerichtsbarkeit des Amts Neustadt. Clausius zeigte sich hierbei äußerst rührig und gewann dadurch die Gunst und das Vertrauen des Ministers von Derschau, der das gesamte Siedlungswerk leitete. Als Anerkennung schenkte ihm der Minister von dem gewonnenen Neuland eine Fläche von 75 Morgen, worauf eine Musterwirtschaft angelegt werden sollte, um den anderen Kolonisten „mit gutem Exempel“ voranzugehen. Wohl wurde Clausiushof am Dosseufer und unmittelbar an der Straße nach Rhinow erbaut und eingerichtet, aber zu einem Musterbetrieb ist es wohl niemals gekommen. Die Bückwitzer mußten zu diesem wie auch zum Bau der neuen Kirche in Friedrichsdorf (jetzt Groß-Derschau) manche Gespannfuhre leisten. Zwar sagte man dem Clausius nach, daß er den Bau jener Kirche eigenverantwortlich gehabt und die requirierten Fuhren für sich ausgebeutet hätte, doch zu einer Anzeige erklärte sich niemand bereit, alle fürchteten ihn. Auch zu anderen Leistungen hatte Clausius die Gemeinde Bückwitz laufend beansprucht und seine Absicht, den Hofdienst wieder einzuführen, ganz offen durchblicken lassen. Mit den neu angesiedelten Kolonisten wurde nicht besser verfahren. Mehrmals brachten sie den Anordnungen des Clausius passiven Widerstand entgegen. Doch alle Auflehnungen wurden schärfstens unterdrückt; wo kein freier Wille bestand, erfolgte Zwang.

Im Sommer 1779 wollte nun König Friedrich II. das fast vollendete Siedlungswerk im Rhinluch und Dossebruch besichtigen. Zu diesem Zweck

brach er im offenen Wagen am 23. Juli in aller Frühe von Potsdam aus auf. Der jeweils zuständige Amtmann mußte den Wagen begleiten und dem König Rede und Antwort stehen. Als nun die Wagenkolonne bei Barsikow auf das Territorium des Amts Neustadt kam, war die Reihe an Clausius. Der König fand auf Grund seiner ihm zusagenden Antworten Wohlgefallen an Clausius, stellte viele Fragen über die Besiedelung, aber auch über seine persönlichen Belange und behielt ihn mehrere Stunden lang bis Rathenow an seiner Seite. Clausius bildete sich auf diese Gunstbezeugung und hohe Auszeichnung nicht wenig ein und ließ das bei jeder Gelegenheit in großmüthiger Art seine Untertanen auch wissen.

Durch diese Bevorzugungen wuchs der despotische Sinn des Clausius immer mehr. In Bückwitz, wo er sich jetzt öfter aufhielt, ließ er ein Blockhaus als Arrestlokal errichten, worin die nach seiner Ansicht Ungehorsamen eingesperrt wurden und ihre Strafe verbüßen mußten. Ferner führte er für Männer den „Spanischen Mantel“ ein, ein entehrendes Kleidungsstück, das aus Holzstäben bestand, am Halse eng war und nach unten weit auslief. Hiermit mußte der von Clausius Bestrafte die Dorfstraße auf- und ablaufen, so oft es der Gerichtsherr befahl. Frauen dagegen bestrafte er mit dem „Fiddeltragen“. Die Fiddel oder Fiedel, ähnlich einem Geigendeckel, aus einem groben Brettstück gearbeitet, wurde der Verurteilten um den Hals und auf den Rücken gelegt. Und hiermit mußte sie gleichfalls zum allgemeinen Hohngelächter die Dorfstraße langsam entlangschreiten. Oftmals sollen es junge Mädchen gewesen sein, die dem Allgewaltigen nicht zu Willen waren und ihm trotzten. Auf diese Art glaubte der arge Schürzenjäger seine Beute leichter gefügig zu machen. Es kam soweit, daß sich niemand mehr auf der Straße sehen ließ, sobald die Ankunft des Gutsherrn im Dorfe bekannt wurde. Darüber, wieviele und welche flotte und schnippige „Deerns“ die Strafe zum „Fiddeltragen“ erhielten, ist leider nirgends mehr etwas aufzufinden.

Kaum gab es eine Handlung, ob sie nun allgemeiner Art war oder Familienverhältnisse betraf, in die sich Clausius nicht einmischte. Atmeten die Bückwitzer bisher stets erleichtert auf, wenn ihr Gutsherr sich auf der Heimreise nach Neustadt befand und sie ungehindert und ohne Strafandrohung davonkamen, so änderte und verschlimmerte sich die Gemeinsamkeit mit der vorfristigen Aufkündigung des Pachtvertrages für das Amtsvorwerk Neustadt im Jahre 1788. Clausius siedelte nunmehr nach Bückwitz über und trat als Gutsherr in die Rechte, wie sie das Amt Neustadt seit Jahrhunderten innehatte. Er erhielt die bisherigen 15 Amtsbauern als Untertanen, bezog von ihnen die Pacht- und Dienstgelder, bekam die obrigkeitliche Gewalt und ferner auch die Gerichtsbarkeit in seine Hände. Die Büdner waren nicht mitgerechnet, sie leisteten ohnedies schon Tagelöhnerdienste. Mit dem königlichen Fiscus hatte Clausius die Vereinbarung getroffen, für alle Zugeständnisse die jährliche Erbpachtsumme von

400 Rthlr. zu entrichten. So verkaufte der preußische Staat seine Landeskinder und lieferte sie ohne jegliche Rechtsgrundlage der launenhaften Willkür eines Despoten aus.

Durch den Justizrat Schönermark aus Wusterhausen wurden auf Anordnung des Amtrats Clausius alle diese Veränderungen bekanntgegeben. Als eine seiner ersten Handlungen schien ihm die Einrichtung eines Patrimonialgerichts (Gerichtsbarkeit des Gutsherrn) vordringlich und wichtig. Hierzu bestimmte er als Richter den Justizrat Jahn, der gleichfalls in Wusterhausen wohnte. Schon kurze Zeit später setzte er einen Termin an, zu dem alle Untertanen zur Ableistung des Gehorsams- und Pfllichteids erscheinen mußten. Mürrisch und widerwillig traten die Bauern zusammen. Einen Eid wollten sie wohl leisten, aber nur dann, wenn ihnen der Gutsherr die Zusage gab, nicht mehr Lasten aufzuerlegen, als sie ihre Vorfahren trugen. Eine solche Forderung lehnte Clausius jedoch glatt ab. Als Folge der Ablehnung leistete nun auch nicht einer der Bauern den Untertaneneid. Sie fertigten vielmehr in ihrer Gesamtheit als Gemeinde unter Zuhilfenahme des Rechtsbeistandes Justizrat Schönermark eine Beschwerdeschrift über Clausius an die Domänenkammer in Berlin an, die gleichfalls alle Schikanen des Gutsherrn aus der früheren und auch aus der letzten Zeit enthielt. Eine äußerst aufregende Spannung lag über Bückwitz, die nur mit den ruhigen Augenblicken vor Ausbruch eines Gewitters zu vergleichen war.

Im Gegensatz zu der sonst damals üblichen langsamen behördlichen Bearbeitungsmethode in den Kanzleien erfolgte die Beantwortung dieses Schreibens verhältnismäßig sehr schnell:

„Von Gottes Gnaden, Friedrich Wilhelm, König von Preußen. Unsern gnädigen Gruß zuvor.

Liebe Getreue!

Aus denen von dem Justizrat Schönermark in eurer Sache wider den Kriegs- und Domänenrat Clausius verhandelten und am 7. v. M. eingegangenen Comißarischen Acten ergibt es sich, daß ihr ohne allen Grund euch über den Clausius beschwert habt. Wir befehlen euch daher hiermit aufs ernstlichste bei Vermeidung nachdrücklicher Strafe, dem Clausius den gebührenden Gehorsam zu leisten. Übrigens müßt ihr auch noch die durch eure Beschwerden verursachten von dem Comißario Justizrat Schönermark liquidirten und auf 8 Rthlr. 8 Gr. 15 Pfg. festgesetzten Gebühren und baren Auslagen binnen 8 Tagen bei Vermeidung der Execution dem Schönermark bezahlen. Sind euch mit Gnaden gewogen.

Gegeben Berlin, den 8. Januar 1789

gez. v. Goldbeck.

An die Gemeinde zu Bückwitz.“

„Sind euch mit Gnaden gewogen“, so hatte ihnen ihr König geschrieben. Die Bückwitzer wollten sich daher zunächst nicht davon überzeugen lassen, daß ihr König sie im Stiche ließ und dem Gutsherrn auslieferte. Deshalb fruchtete auch die Resolution der Domänenkammer nicht. Zwar forderte Clausius die Gemeinde erneut zum Hofdienst auf, doch nichts erfolgte, und nicht einer der Untertanen fand sich auf dem Gutshofe ein. Nochmals stellten die Bauern ihr Verlangen, der Gutsherr solle ihnen zunächst schriftlich erklären, daß er der Gemeinde nicht mehr Lasten auferlegen wolle, als sie bisher getragen. Doch wieder lehnte Clausius diese Forderung grundsätzlich ab.

Zur gleichen Zeit führten die Bauern eine Klage gegen den Amtsrat Clausius wegen Wegnahme der 43 Morgen großen Neustädter Schloßwiese, die seit Jahrhunderten in Ermangelung eigenen Futters von den Bückwitzern genutzt wurde. Zuerst erhöhte Clausius bei jedem Benutzer den Wiesenzins um 6 Rthlr. jährlich. Alsdann, nachdem sich die Spannungen in Bückwitz steigerten, beschlagnahmte er die gesamte Niederungsfläche und verlangte, die Bauern sollten zunächst den Nachweis zur Benutzung der Wiesen erbringen. Das konnten sie natürlich nicht, da das Mähen und Heuen auf diesen Wiesen im Laufe der Zeit zum Gewohnheitsrecht geworden war. Das Gras veräußerte Clausius nunmehr an Wusterhausener und Neustädter Ackerbürger. Selbst für schweres Geld konnten die Bückwitzer keinen Ersatz für diesen Ausfall erhalten. Dieser Prozeß verlief im Sande.

Die Stimmung im Dorf war zur Siedehitze angewachsen. Überall auf den Höfen fanden sich Gruppen, die eifrig diskutierten und die Lage hin und her erwogen. Schon waren Hitzköpfe aufeinander geraten, es kam zu Schlägereien zwischen Bauern und Gutsknechten. Vier junge Leute wurden vom Gerichtsdienner aufgegriffen und in das Blockhaus gesperrt. Christian Schmidt und Andreas Haase beschwerten sich wegen ungebührlicher Mißhandlung und Carmission (Züchtigung). Von jedem Bauern wurden fast 2 Rthlr. Gebühren eingetrieben. Das Weinen der Frauen und Kinder hierüber, so wird überliefert, war unbeschreiblich. Noch gab es keinen Zwiespalt unter den Bauern. Justizrat Jahn meinte jedoch, bevor nicht die Aufwiegler Gottfried Kiesel, Gottfried Schmidt und Joachim Henning ins Gewahrsam gebracht wären, würde es im Dorf zu keiner Ruhe kommen.

Doch wozu bestand das Patrimonialgericht? Clausius verklagte nunmehr die Gemeinde bei seinem Gericht. Und der von ihm ernannte Richter, Justizrat Jahn, brachte ein Erkenntnis heraus, das am 15. August 1789 zur Veröffentlichung kam und dahin lautete, daß — wie nicht anders zu erwarten — die verklagte Partei schuldig wäre. Jeder Untertan hätte dem Kläger jährlich 104 Gespanntage und 70 Handtage zu leisten, und die Gemeinde hätte auch die Prozeßkosten in Höhe von 19 Rthlr. 9 Gr. zu tragen. Die Gründe, worauf sich jenes Erkenntnis stützte, waren folgende:

- „1. Jeder Untertan im Staate muß Hofdienste leisten, sofern ihm nicht besondere Verträge davon entbinden.
2. Eine Verjährung liegt nicht vor, da Verklagte hin und wieder Mist-, Holz- und Erdfuhren leisteten und solches, wie sie angeben, aus Zwang geschehen sei, von ihnen nicht begründet werden kann.
3. Das Quittungsbuch, wonach Verklagte seit 1702 immer nur 15 Rthlr. zahlten, spricht sie vom Naturaldienst nicht frei.

Das Clausiussche Gericht zu Bückwitz
gez. Jahn als hiesiger Richter.“

In dem nun folgenden Prozeß stellten die Verklagten Deputierte auf, und zwar waren von der Gemeinde die Schöffen Kiesel und Henning und außerdem von den Bauern Haase und Schmidt ausersehen. Clausius erkannte sofort und mehr als die Bückwitzer den Ernst der Lage. Und weil eine zwangsweise Enteignung aller Bauern, so folgerte er, wohl aussichtslos erschien, so richtete er seine Klage nunmehr nur gegen die vier Bevollmächtigten. Er behauptete alsdann, daß die Domänenkammer bereits zwei Entscheidungen getroffen hätte, die als Rechtsspruch letzter Instanz gelten mußten. Ein Anrufen eines höheren Gerichts wäre unzulässig. Clausius hatte es verstanden, die Bauern einzuschüchtern. Unter dieser Voraussetzung beantragte er, daß die ungehorsamen Bauern Kiesel, Henning, Haase und Schmidt von ihren Höfen geworfen und „solche mit ruhigen und folg-samen Wirten besetzt werden möchten“. Und die Domänenkammer stimmte einer Exmission zu, „insofern nicht die Widerspenstigen dem p. Clausius den schuldigen Gehorsam angeloben würden.“

Gab es in Preußen noch ein Recht für die Bauern? Die Bückwitzer in der Mehrheit glaubten nicht mehr daran. Sie sahen ihre Ohnmacht dem Gutsbesitzer gegenüber ein, wurden kleinlaut und beugten sich schweren Herzens. An einem der nächsten Tage schlichen 12 Bauern und der Schmied gebückt und zerschlagen zum Gutshof. Sie baten bei ihrem ärgsten Feind kniefällig um Verzeihung, versprachen von nun ab untertänig und gehorsam zu sein und leisteten den Untertaneneid. Der verklagte Friedrich Henning gehörte gleichfalls zu den reumütigen Sündern. Nur Christian Schmidt, Andreas Haase und Gottfried Kiesel blieben fest und bei ihrer Weigerung. Niemals würden sie bei Clausius zu Kreuze kriechen. Sie verlangten ihr Recht und bestanden auf ihre Freiheit. Aber Amtsrat Clausius redete keine leeren Worte. Und so nahm das Verhängnis seinen Lauf.

Fortsetzung folgt

Unser Mitarbeiter Ernst Stadtkus



Schon oft hat man sich gefragt, ob Stadtkus „ein richtiger Name“ oder ein Pseudonym sei. Wenn ich dann sagte, „der heißt wirklich so“, wollte man wissen, was er ist und wie er aussieht. Dabei kommt es dann heraus, daß man von einem, der Gedichte macht, die sonderbarsten Vorstellungen hat. Einen Lyriker können sich viele nur als einen sehr verliebten Jüngling mit wallenden Locken vorstellen, einen plattdeutschen Heimatpoeten aber denkt man sich als einen knorrigen Alten mit struppigem Bart und lachenden Augen und einer Häherfeder am Hute. Ernst Stadtkus müßte dann also ein Mischling zwischen diesen beiden Typen sein, denn er ist ein plattdeutscher Lyriker. Kein

Wunder, daß ihn keiner erkennt, der ihn mit solchen Vorstellungen sucht. Ernst Stadtkus, oder Onkel Ernst, wie er sich in der „Volksstimme“ nennt, wenn er seine stets treffenden kritischen Verse bringt, ist Rottenmeister bei unserer Kleinbahn. Es ist seine Aufgabe, dafür zu sorgen, daß der Bahnkörper in Ordnung ist und der liebe „Pollo“ nicht entgleist, wenn er durch Klee und Hafer rast und die Hasen aufscheucht.

1905 wurde er als Sohn eines Landarbeiters in Rehfeld geboren, besuchte die Dorfschule und arbeitete 10 Jahre lang „beim Bauern“. Dann wurde er Eisenbahner und Vater von 6 Kindern. Die älteste Tochter ist Bibliothekarin und hat die „poetische Ader“ geerbt, der jüngste Sohn ist erst wenige Monate alt, von ihm weiß man's noch nicht so genau.

Mit seinen Versen hat Ernst Stadtkus schon vielen Prignitzern Freude gemacht, immer wieder wünscht man sie zu lesen, und bei Betriebsfesten werden sie rezitiert. Wenn ich noch sage, daß Ernst Stadtkus noch heute in Rehfeld wohnt, wo er ein Häuschen und einen Garten, Schafe, Schweine, Hühner und Gänse hat, und daß er in Kyritz als der zuverlässigste und unermüdlichste Mitarbeiter im Volkskunstkabinett, im Elternbeirat, im Kulturbund und bei der „Volksstimme“ gilt, dann ist eigentlich schon alles über ihn gesagt.

Möge er noch oft zu Worte kommen in unseren „Prignitzer Heimatblättern“.

»POLLO«

Willst du dörch de Prignitz reisen, kumm mien Fründ, ick load die in.
Köp die'n Fohrkoart, un denn stieg'n wie in uns olle Kleinboahn rinn.
Schaffner winkt, un Pollo fläut denn „Tuut“ un föhrt ok richtig aff.
Bergupp geht man tämlich langsam, bergrunn geht im schlanken Draw.

Joa — sönn Kleinboahnfohrt is lustig — wunnerschön un intressant,
Pollo schunkelt so gemütlich dörch uns schönst Prignitzland.
Funken fliegen, un mit Vullldamp geht daet ümm de Kurven rümm
wenn de Schien'n uk bäwern, klappern, Pollo kippt trotzdaem nich ümm.

Stieg'n in Perleberg wie morgens, ielig in de Kleinboahn rinn,
kannst passieren, daet wie owends tämlich spät in Kyritz sinn.
Dörch de Felder, Wischen, Dannen föhrt uns Kleinboahn krüz un quer,
Wer keen Tied hätt, föhrt mit d' Foahrrad un mit Moped hinnerher.

Up de Kleinboahn, kann man seggen, häst du ok watt för dien Geld,
denn för dree Mark fiwuntwintig föhrst du dörch de halwe Welt.
Ob na Bullendörp, noa Schrepke, oder on noa Barenthin —
ok noa Bärensprung un Düpe kümmt du mit de Kleinboahn henn.

Du kannst ut de Fenster kieken, sühst de Dörper un daet Lann.
Wenn du Dösst hest, kannst du drinken, wo een Krog is, höllt se an.
Sößtig johrlang föhrt de Kleinboahn, Dag för Dag dörcht Prignitzland.
Wenn Een seggt: „Uns Pollo dückt nich“, de hätt davon keen Verstand.

Pollo is een Stück von d' Prignitz, ohne emm wärt manchmoal schlicht,
un he deiht ok, hüt wie damols, treu un brav noch siene Pflicht. —
So, mien Fründ, nu willn w' utstiegen, unse Fohrt is hier to Enn.
Willst du d' Prignitz moal besöken, kumm man mit den Pollo henn.

Dät oll Chasseehuus

Wenn du van Perl'berg de Berlin—Hamburger Chasse noh Korstä' lang föhrst, denn kümmt du dörch Premslin. Hier, in dät erst' Huus upt linker Siet, wat so ganz dicht ant Strot steiht, in düt Huus hät mien Weig stohn. Jo, dät is noch 'n richtig Weig west. Mudder ha' as Buerfrau völ to daun. Mien Bräuder un Cousin'n müßt'n mi as lütt Worm denn ümmer in'n Slop weig'n, un sei mücht'n doch leiwer in'n Köstergord'n spöl'n. Dät wär'n Kopp'l upt änner Siet Strot, wo sick härsttie's¹⁾ int Schummerstunn de Kinner vant ganz Dörp tohoopfün'n un de Lärm öwert Strot noh uns' Huus röwer schall'n dä'. Un as ick enns mol wärrer nich inslop'n woll, dunn sünd mien „Kinnerdeerns“ falsch worrn un hemm' mi so dull weigt, dät ick ruterflog'n bün. Na, Scho'n heff ick da wierer nich van nohm'.

As ick spärer — van 1900 an — bi Köster Muß'n noh't Schaul güng, dunn klärrert ick enns — Jungs plächt'n jo sowat gärn to daun — bi uns upn Böhn ganz bo'm öwer de Gäw'lstuuw rup. Dor fün'n ick in'n Schosteenputz inkratzt de Johrszohl 1827. Wat heff ick mi daöwer wunnert! Dor bo'm ünnert Dack, so half in'n Düstern, heff ick mi Nohgedank'n daöwer makt: Wat süll de Zohl woll bedü'n, un wo lang' müßt dät woll all her wäs'n — achteihnhunnertsö'muntwintig!

As ick nu Muddern dornah fräug, dunn kreig ick jo to weet'n, wat de Zohl to bedü'n ha': 1827 wär dät Huus baut worrn. Um düs Tied wär de Berlin-Hamburger Chasse hier dörchläggt worrn. Uns' Huus wär früher Innähmerhuus west. Vörn noh't Strot rut ha' de Innähmerstuuw läg'n. Dor güng'n Slagboom öwert Strot, de wär swatt un witt ansträk'n. Un wenn'n Fuhrwerk ankeim, denn steik oll Malitz dörch de een Fensterruut de Innähmerstang dörch, da wär'n lärrern Būd'l an; un de Fuhrmann müßt erst Chasseegeld betohl'n. Denn würr de Slagboom hochtreckt, un de Wog' künn wiererföhr'n.

As mien Mudder 'n Schauldeern wär, in de sö'mtiger Johr'n, dunn würr dät Chasseegeld upho'm. De letzt Innähmer, Riedel, hät nohher noch'n Tied lang in dät Huus wohnt un Steen un Kies för de Chasse föhrt.

1882 hemm' mien Öllern dät Huus van'n Stoot köfft un hemm' Schüün un Veehstall upbaut. So ist ut dät Chasseehuus 'n Buerhuus worrn. De Gord'n

1) zur Herbstzeit



Aufn.: Reinhard Sauer, Perleberg

Altes Chausseehaus in Premslin

wär früher 'n Boomschaul för Chasseebööm west. Dorvan ha'ns tum Andenk'n 'n echt'n Kristann'boom²⁾ an'n Huusgäw'l stohn lot'n. — — —

Jo, de echt Kristann'boom steiht bät hüüt un düss'n Dag in'n Gord'n. Un wenn wie Sönddags o'ms int Oldeel sitt'n un van oll un nei Tie'n vertell'n, denn kom' wi ok männigmol up uns' oll Chasseehuus un up de Berlin-Hamburger Strot to spräk'n: Wo wi as Schauljungs midd'n upt Strot Schiew'l³⁾ spölt hemm', un keen Radfahrer un keen Auto hät uns dorbi stört. Wo denn de erst'n Rö' upkeim' — Viluzipee würrn sei dunn näumt —. Un wo wi van hinn' ut'n Hoff noh't Strot lop'n sünd, wenn eener räup: „Da kümp'n Automobil!“ Wo denn de Kreisringbohn hinner uns'n Hoff lang baut würr. — Un wat dät hüüt för'n Gewäs' un för'n Lärm worrn is müt de Motorrä' un müt de Autos un müt de Lastzüg'! Un wat's letzt Jahr an'n Bohnöwegang all baut un upstellt hemm', dät de Autos nich mehr müt de Iserbohn tosamm'stöt'n söll'n. Wo düss'n Sommer twisch'n Schönfeld un Perl'berg de Chassee ganz modern utbaut wärd, völ bree'er un müt Bord-

2) Edle Kastanie

3) runde Holzscheibe, eine Art Vorstufe des Hockeyspiels

steen un nei öwerteert, un wo nörig nä'mlang 'n Stieg för de Radfahrers dä'. Van dei nei Stepnitzbrüch un de nei Autostrot üm Perl'berg rüm, un dat dat ok höchste Tied wär wäg'n de eng'n Strot'n, un de städt'sch'n Hüüser wär'n doch nich so fast baut as uns' oll Chasseehuus. —

Bi sönn' Geläg'nheit hät Urgroßmudder uns düß Geschicht ut ehr jung'n Johr'n vertällt:

„Int Rehwisch'n ha'n de Premsliner Buern dunn all ehr Kohldämm'. Sönn-dags nohmiddags güng' de jung' Deerns vant ganz Dörp müt Drogkiep'n hen un holt'n Stang'kohl — un Runk'l'blat. Runk'ln würr'n dunn noch nich upn Fell anbaut, bloßt män'n poor in de Kohldämm'. Dät Blot würr fört Gäus' un fört Swien faurert. De Kiep'n würr'n stuftwies⁴⁾ müt Blot vull-packt, un dat ok ollig völ ringüng, würr'n de Kohlblärer bo'm öwern Kiep'n-rand so hoch as möglich int Höcht upschicht't. Dor ha'n de Deerns 'n richtig Kunst in, un wecker de schönst' „Kron“ färig kräg'n ha', de wär dor ollig stolz up. So güng dat nu müt de Kiep'n upn Puck'l 'n Rehwischer Weg lang noh Huus. Un wi ha'n dat so wichtig: „Wat würr'n de Lü' woll sengg', wenn wi uns' Blot verfall'n leit'n⁵⁾!“

Enns ha'n sick twee Jungs, de dor int Rehwisch'n up Eggbretts ehr'n Kuhl Käuh häu'n dä'n, 'n Schowernack utdacht. Se ha'n dünn'n Bindfo'n öwer'n Weg treckt un an jeder Siet an'n Boom fastbunn'n. So ha'n se sick nu achter'n Busch verstäk'n un luert'n, dat de Deerns vant Blothol'n trüch-keim'. Eggbretts ehr Deern wär de ierst un müßt' nu öwer dän'n oll'n Bindfo'n lang henslo'n, dat ehr de Kiep un de schöne Kron van Stang'kohl vörn öwer'n Kopp röwer schäut. Un de bei'n Bengels seit'n achter'n Busch un woll'n sick dood lach'n. — Wo licht ha' de Deern sick ehr Glidd-moß'n bräk'n künnt. Süh, sönn'n Knäap⁶⁾ hemm' de Jungs dunn uk all lo'n hadd. Se ha'n jo noch nich naug Verstand, wat bi sönn'n „Spoß“ all passier'n kann. Se hemm' dat jo uk nich ut Slechtigkeid dohn un sünd jo all bei' in'n späern Läm ollig Minsch'n worr'n.

Wenn wi denn dän'n Rehwischer Weg lang ant Chassee rankeim' — dat wär dor, wo hüüt de Bohnöwegang is —, denn sett'n wi uns ierst 'n Oog'nblick müt uns' Kiep'n upn Miel'nsteen dohl un ruht'n uns 'n bät'n ut, un denn güng't hinnert Höw' rüm noh Huus.“ —

„Miel'nsteen? Du vertällst da ä'mt van'n Miel'nsteen? Wo sall ick dat ver-stohn? Dor an'n Bohnöwegang steiht doch gor keen Miel'nsteen!“ —

„Ach, heff ick dat noch nich vertellt, dat de Quitzow'sch Miel'nsteen früher hier in Premslin stohn hädd? Jo, as de Berlin-Hamburger Chasseie baut würr, dunn hemm's ierst dän'n Miel'nsteen hier up düt Enn'n van Premslin upstellt. ‚18 Meilen bis Berlin‘ stünn dor an. As't nohher in de sö'mtiger

4) schichtweise

5) wenn wir unser Blatt verfallen ließen, d. h., nicht verwerteten

6) Streiche

Johr'n anfäng müt Kilometer, dunn hemm's dän'n Steen hier dohllägg, un so hädd he mehrer Johr'n ümläng, un dor hemm' wi uns ümmer müt uns' Kohlkiep'n rupsett't. Un denn hemm's'n nohher int Quitzow'schn Dann'n wärrer upstellt un ,140 Kilometer bis Berlin' ranschrä'm.“ —

Noh düß Geschicht sä'n wi uns god Nacht. As ick nu dörch dän'n Oldeels-gord'n noh't Poort tau güng, dor stünn in'n hell'n Moonschien de echt Kristann'nboom, un dät oll Huus hüll de Wacht so dicht ant Chassee. Lies'n güng de Wind dörch de Blärer, un da flüstert'n sick de bei'n oll'n Gesell'n wat tau: „Nu hemm' sick de Minsch'n sönn'n glatt Chassee baut“, sä' de Boom, „känn'n se nu nich vernünftig sind un süll'n nich so unklauk dörch de Dörper ros'n!“ — „Jo“, sä' dät oll Huus, „door häst du recht. Un wat mi nich gefall'n will: Ick stoh hier nu all hundertdrüttig Johr upn Post'n un heff all völ vörbijog'n seihn. Öwer müt düss'n Ünnerschied hüüttodogs twisch'n Ost- un Westautos, dor bün'ck gor nich müt inverstohn. De Strot'n sünd doch dortau da, de Minsch'n to verbinn'n un nich to trenn'n. Dät wärd höchste Tied, dät Dütschland wärrer eens wärd!“



Aufn.: Reinhard Sauer, Perleberg

Perleberg, Blick vom Schuhmarkt zur Kirche

In der Heimat zu Besuch

Wir begleiten den Brandenburger Postchor

auf seiner heimatkundlichen Besichtigungsfahrt in die Westprignitz

Am Sonntag, dem 30. Juni 1957, war es endlich soweit. Lange hatten wir uns auf die diesjährige Omnibusfahrt des Postchores gefreut. Die Chorleitung hatte als Ziel die Westprignitz, dort Havelberg, Perleberg und das Königsgrab von Seddin ausgewählt. Das Ziel war allgemein nicht bekannt. Die Chorleitung hatte ein Preisraten angesetzt, also eine Fahrt ins Blaue. Bestimmt können auch Sie die Spannung verstehen. Die Raterei war deshalb besonders groß, weil wir in den Vorjahren schon die üblichen Ausflugsziele wie Spreewald, Harz, Wörlitzer Park, Leipzig, Kyffhäuser usw. gehabt hatten. Bestimmte Vermutungen kursierten unter den Chormitgliedern, daß es in die Heimat des Chorleiters gehen könnte. Diese Meinungen waren wohl richtig, niemand aber wußte etwas Genaues.

Sie, lieber Prignitzer Leser, werden vielleicht der leider allzu verbreiteten Ansicht sein: Wie kann man nur hierher fahren? Was gibt's denn bei uns schon zu sehen? Hier ist doch nichts los! Solche Ansichten sind bedauerlicherweise vornehmlich unter den jüngeren Heimatfreunden nicht selten, die nur das Gute in der Ferne suchen, das Schöne in der Nähe aber nicht würdigen, gar schmähen, aber meistens noch nicht einmal kennen. Das ist sehr schade.

Sehen Sie, lieber Leser, wir machen uns die Mühe und kommen von weiter und suchen die Kleinodien des Märkerlandes auf und freuen uns, zu lernen und zu wissen, mit Augen und Gehör alles das aufzunehmen, was uns geboten wird. Möge diese Schilderung ein Fingerzeig für unsere Prignitzer sein, mehr denn je ihre heimatgeschichtlichen Stätten zu pflegen, zu erhalten und zu würdigen!

Schon eine halbe Stunde vor vereinbarter Abfahrtszeit ist der große Omnibus des Theaters der Stadt Brandenburg/Havel vor dem Hauptpostamt

Molkenmarkt. Die ersten Fahrtteilnehmer sind eingetroffen. Aufgeregt und fröhlich wird geplaudert, begrüßt man sich, freut sich auf den vor uns stehenden Tag. Punkt 6 Uhr rollt der Bus ab. Mit Spannung und Gelächter, teils vor Freude, teils vor Schadenfreude über diejenigen, welche bestimmt falsch getippt haben, geht es auf einigen Irrfahrten durch die alte Havelstadt. Viele Omnibusse sind gleich uns unterwegs. Die Havelstädter sind reisefreudige Menschen! Im Vorbeifahren begrüßen wir unsere Sangesfreunde vom Brandenburger Postchor, die an einer Haltestelle ihren Bus erwarten. Vorbei an dem blauen Band der Havel bei Fohrde und Pritzerbe (wer ahnt wohl, daß wir unseren Heimatfluß am ersten Fahrtziel wiedersehen werden?) geht es durch die Optikstadt Rathenow nach Westen. Chorleiter Vathke griff inzwischen zum Akkordeon, seinem ständigen Reisebegleiter, und gleich, ob alt, ob jung, alles sang tüchtig trotz der morgendlichen Hitze von reichlich 24 Grad unsere schönen Wanderlieder. Vor Tangermünde bogen wir nach Norden ab. Die ersten Jacken wurden ausgezogen. Mutters oder Frauchens Stullenpakete wurden nach Nahrungem gründlich besichtigt.

Da tauchte, aus der Ferne grüßend, die Pfarrkirche St. Laurentius und auf den Weinbergen hoch über der Havelstadt der ehrwürdige Dom im Blickfeld auf. Schnell war die Stadt Havelberg erreicht. Vor der HO-Gaststätte „Weltfrieden“ standen bereits zwei Omnibusse. Wir staunten nicht schlecht: Es war der Volkschor aus Brandenburg/Havel. Die Sangesfreunde hatten die Kühle unter den Bäumen vor dem Lokal der brütenden Hitze vorgezogen und labten sich beim Frühstück und kühlem Trunke. Wir wanderten zum Dom. Entsprechend einer Voranmeldung führte uns Herr Degebrot, der Domkürster, durch dieses herrliche Bauwerk. Angenehm, beinahe zu frisch, umfing uns die Kühle des gewaltigen Kirchenschiffes. Aufmerksam verfolgten wir die Erläuterungen unseres Führers. Besonders prägten sich die hervorragenden farbigen Fensterscheiben in ihrer einmaligen Schönheit, die herrlichen Schnitzereien und Steinmetzarbeiten in das Gedächtnis der Reisetilnehmer ein. Leider hat der Krieg auch dem Dom manchen Schaden zugefügt. Vieles, so ein Großteil der kunstvollen Fenster, konnte durch Einmauerung damals geschützt werden. Besonders unter dem Bischof Johann III. Wöpelitz wurden dem Dom viele Kunstschatze zugeführt. Wöpelitz verfügte seinerzeit über große Einnahmen aus den Wallfahrten zur Wunderblutkirche Bad Wilsnack. Im Dom errichtete man ihm ein Grabmal.

Gleich nebenan suchten wir in den Nebenräumen des Domes dann die reichhaltige und wirklich sehenswerte Sammlung des Prignitz-Museums auf. Was hier, offen oder in Glasvitrinen, sehr sorgsam und liebevoll aufgestellt, zur Schau geboten wird, überstieg unsere Erwartungen. Seien es die vielen vorgeschichtlichen Funde, an deren Ausgrabungen u. a. Frau Dr. Bohm, eine bekannte Heimatforscherin der Prignitz, beteiligt war,

oder die Gegenstände aus der neueren Heimatgeschichte, alles war äußerst sehenswert. Ein Modell der vor vielen Jahren noch in und bei Havelberg betriebenen Schiffsmühlen und bäuerliche Arbeitsgeräte und Handwerkerwerkzeuge vermittelten uns, wie unsere Vorfahren lebten und arbeiteten. Alles ist überwiegend in großen Räumen in der Art von Sälen übersichtlich untergebracht, in moderner Form, frei von früher her erinnerlicher Museumssphäre und Moderluft. Nur sollte die Museumsleitung auch auf Schmutzfinken achten, die die große Vase, ein Geschenk zur 1000-Jahr-Feier, als Ascher benutzen. Heimatliche Broschüren sollten auch angeboten werden und nicht nur zur Schau in einer Vitrine liegen (es gibt Menschen, die zu schüchtern sind, nach solchen Dingen zu fragen, sich aber doch dafür interessieren).

Vom Domberg warfen wir einen Blick auf die unter uns liegende, auf der Havelinsel eng Haus an Haus erbaute Stadt. Vergangenheit und Gegenwart waren uns so recht nahe, hier jahrhundertealte Bauwerke, dort eine neue Brücke, die von einer Pioniereinheit der Volksarmee stromaufwärts errichtet wird. Von Ferne grüßte Sandau mit seiner Kirche, deren Glocken, im kriegszerstörten Turme hängend, eindrucksvolle Mahner sind: Denkt daran, bewahrt den Frieden!

Weiter ging es nordwärts in Richtung Neu-Schreppkow. Dort bogen wir in die alte Reichsstraße Nr. 5 ein. Hier wickelt sich auch der Interzonenverkehr ab. Da es sonntags war, bemerkten wir davon nicht viel, sondern hatten flüssige Fahrt. Kollege Vathke mußte wegen der fortgeschrittenen Zeit die vielen durstigen Mäuler auf Perleberg vertrösten. Dort habe man sich auf uns eingerichtet. Vorbei an vielen neuen Industrie- und Wohnungsbauten ging es der Kreisstadt entgegen. Hinter dem Parkschlößchen sahen wir die große Fernverkehrsumgehungsstraße im Bau. Sie wird nach Fertigstellung Perleberg von dem großen Kraftwagenverkehr auf der Straße Hamburg—Berlin wirksam entlasten. Das Brummen der großen Laster wird dann in den Straßen unserer Stadt Perleberg verstummen. Viel Verkehrsunsicherheit wird damit behoben sein. Die Berliner Straße hoch und dann zum Stadtkern abfahrend tauchte linkerhand der neue große Sportplatz hinter dem Perleberger Wasserturm auf. Nach einer kurzen Stadtrundfahrt suchten wir unser Mittagsquartier auf.

Unbarmherzig knallte die Sonne auf das Perleberger Straßenpflaster, und in den engen, sauberen Straßen herrschte drückende Schwüle, als wir nach dem Essen mit Herrn Albert Hoppe, der sich uns für den Nachmittag zur Verfügung gestellt hatte, zum Königsgrab Seddin hinausfuhren. An den Busfenstern vorbei zogen die Neubauten in der Pritzwalker Straße und die Beeren- und Obstplantagen links und rechts der Chaussee nach Spiegelhagen. Spargelfelder zeugten von dem wieder nach dem Kriege vermehrten Anbau dieses früher reichlich angebotenen Perleberger Erzeugnisses. Von ferne grüßten der Weinberg und der Golm. Zwischen dem

Weißen Berg und den anderen „Bergen“ rechterhand und linkerhand stieg unser Bus in die Höhe und bald ins Tal. Durch Rohlsdorf bugsierten wir langsam hindurch. Dann rollten wir langsam über die Holzbrücke über die Stepenitz vor Kreuzburg. Wie beneideten wir die im Wasser fröhlich Plantschenden um ihre Abkühlung! Nach einem Stückchen elenden Kopfsteinpflasters hielten wir hinter dem Dorfe. Unser Führer ging voran.

Nach knapp 10 Minuten waren wir am Königsgrab von Seddin. Im schattenspendenden Hain der Kiefern und Laubbäume lagerten wir und lauschten aufmerksam. Herr Hoppe erzählte, und es herrschte gespannte Aufmerksamkeit. Es war die alte Geschichte um den Hinzer Berg, der nach seinem Besitzer zeitweilig auch Gamlin'scher Berg genannt wurde. Am 15. September 1899 wurde die Sage im Volksmunde zur Wirklichkeit: Beim Abtragen der riesigen Steinmengen dieses enormen Hügels stießen zwei Arbeiter auf die Grabhöhle! Jahrhundertalte Volksmundüberlieferung hatte sich bewahrheitet: Das Königsgrab war entdeckt. 30 000 Kubikmeter Erdreich und Feldsteine hatten unsere Vorfahren über die Grabstätte ihres toten Königs gebracht. Eine enorme Leistung unter primitivsten Verhältnissen! — Herr Hoppe verstand so recht, die Aufmerksamkeit aller Reisetilnehmer von 14 bis 67 Jahren zu erregen. Jeder spürte, mit welcher Heimatliebe hier ein Mann schlicht und einfach plauderte. Manche Sage, aber auch heitere Schnurren, die Herr Hoppe zum Besten gab, vervollkommneten unseren Eindruck. Wir schieden von der Kulturstätte mit einigen Liedern aus unserem Kulturerbe, die im Grabhain weithin erschallten. Wir bedauerten aber, daß es Mitmenschen gibt, die keine Achtung vor solchen Stätten haben. Trotz eines Papierkorbes haben Nichtsnutzige ihre alten Tüten und Schachteln im Hain verstreut, haben das Schloß mehrfach erbrochen und die Grabkammer besudelt.

In Kreuzburg hielten wir kurz. Sehenswert die alte Dorfkirche mit dem besonders stehenden Holzturm und das alte Torhäuschen. Die Geschichte vom Backofen mit der quietschenden Erdachse erregte viel Heiterkeit, zumal sich ein auf Holzpantinen herantretender Kreuzburger Bürger an den heimatlichen Berichten beteiligte.

Wieder in Perleberg, wurde wegen der vorgerückten Zeit nach einer kurzen Kaffeepause in der HO-Gaststätte „Vaterland“ ein Rundgang um St. Jacobi und den Markt unternommen. Angenehm fielen durch ihren Backsteinbau die Kirche und der alte Teil des Rathauses auf. Perleberg hat u. a. um den Markt manch schönes Fachwerkhaus. Leider ist auch einiges durch Renovierung entfremdet, so die ehemalige Wohnung von Theodor Körner im jetzigen Petrickschen Haus. Großer Markt 4 ist ein schönes, altes Bürgerhaus; von dem Kellerfenster sollte aber der Schandfleck in Form eines hölzernen Gitters entfernt werden. Um den Markt und St. Jacobi erkannten manche Älteren von uns Aufnahmen aus dem Film „Der höhere Befehl“, der die historische Begebenheit des Verschwindens

des englischen Gesandten zur Napoleonischen Zeit zum Inhalt hat. Es versteht sich, daß wir Brandenburger den Perleberger Roland eingehend in Augenschein nahmen. Mit Rücksicht auf den starken Interzonen- und sonstigen Kraftverkehr hat man ihn verrückt. Obwohl man ihn wegen mehrfacher Umbauten teilweise auseinandernehmen mußte, hat er nichts von seiner Schönheit verloren. Er hat seinem Brandenburger Kollegen, der jetzt vor dem Altstädter Rathaus steht, unbedingt einiges voraus.

An der ehemaligen Gänseburg vorbei ging es in den Hagen; viele Sonntags-spaziergänger weilten dort, Abkühlung im Schatten suchend. Wir benutzten die Gelegenheit, vom Konzertpodium herab die Perleberger Spaziergänger mit einigen Liedern zu erfreuen: „Die sind doch bestimmt nicht von hier, haben sie noch nie gehört . . .!“ Auf dem Damm zwischen dem Mühlenkanal und dem Graben ging es, nun schon recht müde vom Laufen und der Hitze, zu „Brinkers Hotel“. Im kleinen Saal fanden wir uns mit einigen Gästen, die dazugekommen waren, zum geselligen Abschluß des schönen Tages in der Kreisstadt Perleberg zusammen.

Gegen 21.20 Uhr rollte unser Omnibus, nachdem wir uns herzlich von den zurückbleibenden Perlebergern verabschiedet hatten, durch die Berliner Straße am Wasserturm vorbei aus der Stadt. Infolge einer Reifenpanne trafen wir erst gegen 0.30 Uhr in der Havelstadt Brandenburg wohlbehalten ein, erfüllt von den schönen Erlebnissen des Tages und von neuer Liebe zur Heimat, die uns in unserer betrieblichen Chorarbeit zu neuen Leistungen anspornen wird.

Von hier aus grüßen wir alle, die uns den Tag durch Organisation und Führung ermöglicht haben, wobei ein persönlicher Gruß des Verfassers dieser Zeilen hiermit geschehen soll und, bitte, erlaubt sei.

Unsere alljährliche Choromnibusfahrt vermittelt unseren Sangesfreunden des gemischten Postchores stets neue und unvergeßliche Eindrücke. Sie gibt uns neue Kraft, freudig zu wirken, so, wie wir dies in über 6 Jahren in rund 120 Veranstaltungen im Stadt- und Landkreis Brandenburg/Havel, im Kreis Belzig und im Bezirk Potsdam getan haben. Unsere rege Arbeit unter Leitung des Direktors der Volksmusikschule, Willy Eickel, fand mehrfach Anerkennung und 1953 die Auszeichnung als Bezirkssieger der IG Post- und Fernmeldewesen. Wir sind keine Spitzensänger, aber begeisterte Volkssänger zur Pflege unseres heimatlichen Gutes. Daher auch unser stetes Interesse, sehenswerte Ziele der näheren und weiteren Umgebung in uns aufzunehmen. Dieses Erleben bringt uns neue Kraft!

Moskau

die Stadt der VI. Weltfestspiele

Die Jugend der Welt trifft sich in diesem Jahr in Moskau.

Moskau wird vom 28. Juli bis 11. August im wahrsten Sinne des Wortes eine internationale Stadt sein, die einzige in der Welt, die Vertreter aus mehr als 100 Ländern beherbergt.

Wenn Sie die Hauptstraßen entlangschlendern, wundern Sie sich, weshalb die Moskauer es alle so eilig haben. Ein ungestümer Pulsschlag gibt das Tempo dieser dynamischen Stadt an, ungeduldig will sie dem Leben vorauslaufen. Moskau ist voller Enthusiasmus und Energie und unerschöpflich an Frohsinn, Humor und ernster Geschäftigkeit. Es ist eine freundliche, vielseitige und liebenswerte Stadt.

Ballett und Moskau sind nicht voneinander zu trennen. Das Moskauer Ballett ist in der ganzen Welt berühmt. Seine Pflegestätte ist das Moskauer „Große Theater“ (Bolschoi Teatr), das vor 200 Jahren erbaut wurde. Die sowjetischen Tänzer bereiten ein großes Tanzprogramm vor, das im Dynamo-Stadion vor 70 000 bis 80 000 Zuschauern gezeigt werden soll.

Denkmäler sind heute einige der Moskauer Kirchen, so z. B. die Basilikus-Kathedrale am Roten Platz und die anderen Kreml-Kirchen. 116 Moskauer Ausstellungen und ständige Museen werden den Festivalteilnehmern in guter Erinnerung bleiben. Eine der größten Ausstellungen ist die ständige Landwirtschafts- und Industrieausstellung der Sowjetunion. 76 Pavillons vermitteln einen Überblick über die gesamte Wirtschaft des Landes.

„GUM“ ist die Bezeichnung für ein großes Warenhaus am Roten Platz. Hier findet jeder Reisende das, was er sucht.

Erholung und Entspannung findet man in den 27 Moskauer Parks. Ich könnte Ihnen den Gorki-Kulturpark empfehlen, der sich ungefähr 7 km an der Moskwa hinzieht. Die Wasserspiele im Gorki-Park werden für jeden Besucher unvergeßlich sein.

Das größte Stadion der Stadt entstand in Lujniki, es wurde von jungen Menschen erbaut und trägt den Namen „Lenin-Stadion“. Es ist eine kleine Stadt, denn es gehören 11 Fußballplätze, 29 Tennisplätze, 16 Volleyball-

plätze, 15 Basketballplätze und der Sportpalast mit 15 000 Sitzplätzen dazu. Das Zentralstadion, in dem das Festival eröffnet wird, faßt 103 000 Zuschauer.

Die „Metro“ ist der Stolz der Moskauer, die 41 Stationen der Untergrundbahn stellen architektonische Schönheiten dar. Jeden Tag befördern die Züge drei Millionen Fahrgäste.

Roter Platz und Kreml werden meist in einem Atemzug genannt, beide liegen dicht beieinander. Warum „rot“? Er heißt so seit Jahrhunderten, seit der Zeit, als das russische Wort „krasny“ (rot) gleichzeitig „schön“ bedeutete. Oft wird auch die Meinung vertreten, daß die roten Mauern des Kreml dem Platz diesen Namen gegeben haben.

In der Festivalstadt gibt es 34 Theater, und 22 davon werden für die Festivalprogramme zur Verfügung gestellt. Außerdem bieten 6 Konzertsäle, 60 Kulturhäuser und 16 Freilichtbühnen 120 000 Besuchern Platz.

Auch aus unserem Kreis werden zwei Freunde der Freien Deutschen Jugend nach Moskau fahren und am Festival teilnehmen. Die Arbeiterin Ellen Jahn aus dem VEB Nähmaschinenwerk Wittenberge und der Jugendbrigadier Gerhard Schulz vom RAW Wittenberge wurden vom Jugendverband wegen ihrer hervorragenden Leistungen in der Produktion ausgewählt, als Delegierte in Moskau dabei zu sein. Ellen und Gerhard werden die Grüße und Geschenke der Jugend des Kreises Perleberg der Jugend des großen Sowjetlandes überbringen.

Die Jugend unseres Kreises hat in den vergangenen Monaten eifrig gearbeitet, und die vielen Verpflichtungen zu Ehren der VI. Weltfestspiele zeigen, daß unsere Jugend das Festival gut vorbereitet hat. Die Freunde des Nähmaschinenwerkes schenken eine Nähmaschine, die Jugendlichen des RAW spendeten über 700,— DM. In allen Grundeinheiten der Freien Deutschen Jugend wurden Lose und Figuren für das Festival verkauft. Fotoalben, Bilder, Herbarien, Modelle und selbstgestickte Decken wurden angefertigt. Durch freiwillige Produktionsleistungen und Arbeitseinsätze wurde von unseren FDJlern Geld erarbeitet und dieses zur Unterstützung der westdeutschen Jugendlichen gespendet, um auch ihnen die Teilnahme am Festival zu ermöglichen.

Der Verband der Freien Deutschen Jugend hat in unserem Kreis große Anstrengungen unternommen, um die VI. Weltfestspiele der Jugend und Studenten zu einem großen Erfolg werden zu lassen.

Unsere Jugend begrüßt das Festival und alles, was zur Festigung der Freundschaft und des Friedens in der Welt beiträgt.

Die Entwicklung des Eisenbahnknotenpunktes Wittenberge

Fortsetzung

Die Betriebsgruppe der SED hatte sich weiter entwickelt und konnte als Motor des Betriebes angesprochen werden.

Die Betriebsgewerkschaftsleitung wurde in ihrer Arbeit angeleitet, und andererseits gaben die Vertreter der Kreisleitung der Betriebsgruppe die erforderliche Anleitung.

In der Kreispartei­schule in Semlin erhielten viele Funktionäre gutes politisches Rüstzeug.

Die aktive Tätigkeit der Betriebsgruppe der SED fand ihren Niederschlag in den Versammlungen am 15. und 16. Dezember, in denen folgende Resolution abgefaßt, einstimmig angenommen und der Reichsbahndirektion Schwerin übersandt wurde:

Resolution

„Die am 15. und 16. Dezember 1948 im Bahnbetriebswerk Wittenberge versammelten Lokomotivführer und Lokomotivheizer sind gewillt, alle ihre Kräfte und ihr ganzes Können für den am 1. Januar 1949 anlaufenden Zweijahrplan einzusetzen.

Um die Erfüllung zu sichern, fordern wir aus wirtschaftlichen Gründen zur Ersparnis von Öl und Kohle, daß die leichten Züge von 800 bis 900 t wegfallen und nach Möglichkeit Schwerstzüge eingelegt werden. Dazu fordern wir, daß die Fahrpläne dementsprechend geändert bzw. neu aufgestellt werden, um unnötiges Halten auszuschalten. Wenn unsere Vorschläge in dieser Richtung Beachtung finden, werden wir mit Volldampf die Forderungen, die der Zweijahrplan an uns stellt, erfüllen und mit beachtlicher Mehrleistung aus demselben aussteigen.

Bahnbetriebswerk Wittenberge, 16. 12. 1948.“

Die Bereitwilligkeit der Belegschaft, den Zweijahrplan vom ersten Tage an zu erfüllen, war am Jahresschluß vorhanden. Welchen Verlauf nahm das Jahr 1949?

1949 — Die Wanderfahne wird erkämpft

Als Neujahrsgruß leitete die Lokomotivbesatzung mit der Lok 572720 den Zweijahrplan mit einem Schwerlastzug ein. Sie beförderten einen Zug mit 1496 t Last nach Bad Kleinen und zurück einen Zug mit 1253 t.

Bei einer Umlaufzeit von 8 Stunden 43 Minuten wurden 194 km gefahren und 266 600 Lokleistungstonnenkilometer erreicht. Das war ein erfolgreicher Anfang, dem sich Tag für Tag beste und bessere Leistungen anreiheten. In der sowjetischen Besatzungszone hatte es sich langsam herumgesprochen, daß das Bahnbetriebswerk Wittenberge durch hervorragende Arbeitsorganisation und durch gute Zusammenarbeit zwischen BGL und Betriebsleitung die Spitze der Bahnbetriebswerke hielt.

Kollektive Leistungssteigerung, erzielt durch neue Arbeitsmethoden und durch Entwicklung und Förderung der neuen Einstellung aller Kollegen zur Arbeit, versetzte das Bahnbetriebswerk in die Lage, alle Aufgaben des Zweijahrplanes zu erfüllen. Entsprechend diesem Ergebnis berief der Zentralvorstand der Industriegewerkschaft Eisenbahn eine zonale Arbeitskonferenz aller Vorsitzenden der Betriebsgewerkschaftsleitungen der Bahnbetriebswerke zum 25. und 26. Februar nach Wittenberge.

Transparente am Bahnhof begrüßten die Tagungsteilnehmer, die aus allen Himmelsrichtungen kamen. Über 100 BGL-Mitglieder aus 85 Bahnbetriebswerken waren gekommen, um das Bahnbetriebswerk unter die Lupe zu nehmen.

Das Hotel Wendt in der Bahnstraße war festlich geschmückt. Ein Modell des Bahnbetriebswerkes im Maßstab 1 : 100 gab jedem Teilnehmer einen Überblick.

Diese Zonentagung sollte zur operativen Arbeitsanleitung werden, und durch praktischen Anschauungsunterricht sollten alle Teilnehmer eine gute Grundlage für ihre verantwortungsvolle Arbeit erhalten.

Der 1. Vorsitzende der BGL, Kollege Werner, vom Bw Wittenberge gab einen Bericht über die Gewerkschaftsarbeit in seiner Dienststelle. Er wurde ergänzt durch die Berichte des Kollegen Schröder † von der Organisations- und Planungskommission, des Kollegen Stolz von der Lohn- und Tarifkommission, des Kollegen Bredigkeit von der Sozialkommission und des Kollegen Wolf von der Kulturkommission. Ihre Ausführungen zeigten richtungweisend die Anwendung folgender Methoden:

„Entwickeln innerbetrieblicher Wettbewerbe,
Einführungen von Betriebs- und Produktionsberatungen, Festsetzung neuer Arbeitsnormen als Grundlage des Leistungslohnes für Handwerker und Arbeiter unter Teilnahme von Aktivisten.
Regelbesetzung der Lokomotiven,
Gewährleisten einwandfreier Reparaturen der Lokomotiven,

Ausschalten des Bummelantentums,
Übergang von Gruppen- zu Einzelleistungen,
Förderung des Kulturschaffens und der Pressearbeit im Betrieb.“

Die Ausführungen des Dienststellenleiters, Kollegen Giese, zeigten, daß eine verantwortungsbewußte Betriebsleitung nur in Verbindung mit der BGL erfolgreich arbeiten kann. Er erwähnte, daß bis zum 14. März, dem Sterbetag von Karl Marx, in freiwilliger Arbeit eine L 4 Lokomotive wiederhergestellt wird. Oberster Grundsatz sei, Ordnung und Sauberkeit als Mittel zur Leistungssteigerung. Das Bahnbetriebswerk Wittenberge sei immer in diesem einwandfreien Zustand vorzufinden, nicht nur als Anlaß dieser Tagung. Ein Beweis für die Leistungssteigerung des Bahnbetriebswerkes sei die Tatsache, daß die Lokomotivkilometerleistung 1947 einem 44fachen und 1948 einem 53fachen Umfahren der Erde am Äquator entspreche. Hierbei seien nicht Einzel-, sondern kollektive Mehrleistungen aller beteiligten Arbeitsgruppen entscheidend gewesen.

Nach diesen Referaten fand die eingehende Besichtigung des Bahnbetriebswerkes Wittenberge statt.

Das Mitteilungsblatt „Der Eisenbahner“ der Industriegewerkschaft Eisenbahn Nr. 7 - 1949 berichtete darüber:

„Durch die Betriebsbesichtigung wurden die Ausführungen bestätigt. Jeder Teilnehmer konnte wertvolle Anregungen für seine Arbeit erhalten. Große Aufmerksamkeit fand der gut ausgerüstete Hilfszug, der in der Lage ist, sofort alle Unfallschäden an Ort und Stelle zu beseitigen. Kollege Höger hatte für diesen Zug einen Lichtmast konstruiert, der 13,75 m hoch ist, in wenigen Sekunden durch eine besondere Vorrichtung aufgerichtet werden kann und eine 1000-Watt-Lampe das Terrain taghell erleuchtet. Dieser Lichtmast wurde nur aus Altmaterial hergestellt.

Die Ordnung und Sauberkeit im Betrieb sowie in den Lokomotivschuppen fiel allen angenehm auf. Ein Kollege fragte, ob es wirklich zutreffe, daß hier kurz vorher eine Lokomotive ausgewaschen wurde, da der Kanal doch vollkommen sauber sei.

Beachtlich ist auch die gute Organisation in der Werkzeugausgabe, wo die Werkzeuge auf drehbaren Regalen zweckentsprechend sortiert sind.

Der Anfang für eine Lehrwerkstatt ist auch schon gemacht.

Soziale Einrichtungen, wie Schuhmacherwerkstatt, Baderaum mit vier Wannen und Duschen sowie die Schneiderwerkstatt haben bereits gute Dienste geleistet. Auch das neu eingerichtete Büchereizimmer fand Anklang.

Beispielgebend in diesem Bahnbetriebswerk ist die innerbetriebliche Werbung. In allen Hallen und auch vor den Gebäuden sind ansprechende Parolen zum Zweijahrplan, und in jeder Abteilung sind Leistungsmesser

angebracht, die den Stand der Tagesleistungen gegenüber der Norm veranschaulichen.

Viele Kollegen hatten sich nicht der Führung durch das Bahnbetriebswerk angeschlossen, sondern unternahmen eigene Streifzüge. Nach kritischer Betrachtung aller Winkel und Ecken sowie nach eingehenden Diskussionen mit den Kollegen des Bahnbetriebswerkes bestätigten auch sie, dieser Betrieb ist musterhaft.“

Anschließend und insbesondere am 26. Februar wurde das Gehörte und Gesehene einer eingehenden Kritik unterzogen, doch wurde nicht mit Anerkennungen gespart.

Zum Beispiel sagten u. a.:

J o n a k , Vertreter der Hauptverwaltung Verkehr der Deutschen Wirtschaftskommission: „Es ist klar und jedem bekannt, daß hier in Wittenberge das Bahnbetriebswerk eine Entwicklung genommen hat, die für uns in der Zone vorbildlich ist.“

D e h l , Bezirksvorstand Dresden: „. . . mußten wir feststellen, daß hier alles mustergültig läuft.“

G o l z , Berlin-Erkner: „. . . die Kollegen haben allerhand geleistet.“

L e s s i n g , Hoyerswerda: „. . . muß ich wirklich sagen, daß es ein mustergültiges Bahnbetriebswerk ist und die Entwicklung tatsächlich im Sinne des Zweijahrplanes liegt.“

W i n k l e r , Döbeln: „Diese Tagung ist für uns von außerordentlicher Wichtigkeit, und wir können viel lernen. Und ich sage offen und ehrlich, als ich das Bahnbetriebswerk vorhin gesehen habe, da ging es mir wie dem kleinen Kind, das zum ersten Mal einen Weihnachtsbaum sieht. So etwas haben wir nicht, das müssen wir neidlos anerkennen.“

B ö h m , Brandenburg: „. . . prima sauber und auch alles verglast . . .“

M i c h a e l i s , Altenburg: „Das Thermometer an der Drehscheibe finde ich ganz vorzüglich, ich habe ähnliches noch nicht gesehen.“

H e r p e r , Gerstungen: „Alles Gesehene ist ehrenswert und für das Bahnbetriebswerk Gerstungen auszunutzen.“

S o h n , Chemnitz: „Der Zustand des Bahnbetriebswerkes Wittenberge ist unbestritten mustergültig.“

N a r r , Leipzig: „In betrieblicher und kultureller Hinsicht ist hier alles hervorragend.“

W i e g a n d , Erfurt: „Die Lokomotivbesetzung, wie sie im Bahnbetriebswerk Wittenberge durchgeführt wird, halte ich für vorteilhaft und richtig.“

G e r l a c h , Leipzig: „Als objektiver Beobachter muß ich neidlos anerkennen, daß im Bahnbetriebswerk Wittenberge etwas geschafft ist. Es steht mustergültig da, so mustergültig wie die Organisation dieser Tagung mustergültig ist.“

Das alles gibt ein Spiegelbild von der Arbeitsweise, die in Wittenberge vorherrscht. Alles in allem: Was wir können, wollen wir nachmachen.“

Eichhorst, Cottbus: „Daß hier eine gute Zusammenarbeit herrschen muß, davon bin ich überzeugt, denn sonst würde es nicht so gut aussehen.“

Neppen, Schwerin: „Ich muß sagen, daß die heutige Tagung eine der wichtigsten war, die ich bisher mitgemacht habe.“

Horn, Roßlau: „Wir haben hier gesehen, daß es eine gute Zusammenarbeit zwischen der BGL und dem Dienststellenleiter gibt.“

Diese Arbeitstagung war für alle Teilnehmer richtungweisend.

Der Vorsitzende des Zentralvorstandes der IG Eisenbahn analysierte im Schlußwort die erfolgreiche Arbeitstagung.

Für die künftige Arbeit in allen Bahnbetriebswerken wurde ein Arbeitsprogramm einstimmig angenommen, was für die weitere Entwicklung der DRB große Bedeutung hatte.

Schon bald nach dieser erfolgreichen Arbeitstagung gab es einen Feiertag im Bahnbetriebswerk Wittenberge. Der Lokomotivschuppen III war am 15. März geschmückt, und eine Lokomotive stand ebenfalls geschmückt unter Dampf und wartete auf ihren Einsatz.

Die Feierstunde stand unter dem Motto:

„So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
was durch die schwache Kraft entspringt;
den schlechten Mann muß man verachten,
der nie bedacht, was er vollbringt.“

(Schiller)

Was war vollbracht worden?

Eine Lokomotive, die einige Jahre auf den Abstellgleisen als besserer Schrott gestanden hatte, war wieder zum Leben erweckt, d. h. durch eine L4-Untersuchung wurde sie wieder zu dem, was sie sein soll, zu einer brauchbaren Werklokomotive.

Kein besonderer Auftrag war gegeben worden, nichts besonderes war eingeplant, sondern im Kreise der SED-Genossen war nach eingehender Diskussion der Beschluß gefaßt, diese Lok wiederherzustellen, um sie einem volkseigenen Betrieb als Werklok zur Verfügung zu stellen. Die Wiederherstellung der Lokomotive in der Freizeit dokumentierte die Festigung der Arbeitsmoral im Bahnbetriebswerk.

Da alle Berechnungen und Zeichnungen für diese Lokomotive fehlten, mußten sie neu angefertigt werden. Engste Zusammenarbeit zwischen technischer Intelligenz und Arbeiterschaft war erforderlich.

Das Volksvermögen zu vergrößern, das war Sinn, Zweck und Ziel der freiwilligen Arbeit der Genossen, die im Rahmen des Parteiaktivs sich an die

Fertigstellung der Lokomotive heranmachen. Und warum sollte die Lokomotive „14. März“ heißen?

Damit der Gedanke der freiwilligen Arbeit die kleine Lokomotive immer begleiten sollte, wurde dem Betriebsbuch eine kurze Beschreibung vorgeheftet, in der es heißt:

„14. März“

Die Lok Bauartreihe 98 (B-Lok) mit der Fabriknummer 9141 stand seit dem Mai 1945 im Bahnbetriebswerk Wittenberge zwischen dem Schadlokipark. Sie war uns nach Beendigung der Kriegshandlungen zugeführt und hatte keine Bestimmung. So stand sie einige Jahre, und als der Zweijahrplan am 1. Januar 1949 anließ, als das Lokomotivpersonal mit Schwerlastzügen diesen Zweijahrplan eröffnete und seine Leistungen steigerte, wollten auch die Handwerker im Bahnbetriebswerk Wittenberge nicht zurückstehen. Infolge der grundlegenden Änderung der ökonomischen und gesellschaftlichen Struktur in der Ostzone, die auch die Arbeitsmoral und die Arbeitsauffassung entscheidend geändert hat, wollte man über die Planerfüllung hinaus den Beweis erbringen, daß Mehrleistungen möglich sind. Dieses Bewußtsein, etwas besonderes zu schaffen, resultiert aus der ideologischen Einstellung zur Arbeit, zur Wirtschaft im demokratischen Staat, zur Überleitung in die sozialistische Gesellschaft.

Mit etwa 1000 freiwilligen Arbeitsstunden wurde darum die Lokomotive in einer L 4-Untersuchung wieder betriebsfähig gemacht. Es arbeiteten an dieser Lok insgesamt 81 Betriebsangehörige mit mehr oder weniger Stunden, und die Gesamtausführung war eine Zusammenarbeit zwischen der technischen Intelligenz und der Arbeiterschaft. Als Termin der Fertigstellung war der 14. März gewählt, und auch die Lokomotive soll „14. März“ heißen. Der 14. März ist der Sterbetag des Begründers des wissenschaftlichen Sozialismus, des großen Lehrmeisters Karl Marx. Seine Theorien sind Anleitung zum Handeln. Diese Anleitung zum Handeln wurde durch die Fertigstellung der Lokomotive in die Tat umgesetzt, um ihm durch die Tat ein neues und schönes Denkmal zu setzen. Diese Aufgabe glaubt die Betriebsgruppe der SED des Bahnbetriebswerkes Wittenberge als Organisator der Freizeitarbeit gelöst und damit gleichzeitig die Masseninitiative eingeleitet zu haben. Möge daher die Lokomotive, ganz gleich, wo sie einst eingesetzt wird, den volkswirtschaftlichen Nutzen mehren zum Wohle der Gesamtheit des deutschen Volkes. Dies ist der Wunsch der an der Arbeit beteiligt Gewesenen.

Betriebsgruppe SED

Bahnbetriebswerk Wittenberge
den 14. März 1949.

Die beteiligten Genossen und Kollegen wurden vom Präsidenten der Reichsbahndirektion Schwerin mit Geldprämien für diese außergewöhnliche Leistung ausgezeichnet.

Dem Weltfeiertag entgegen

Die Lokomotivbrigaden wetteiferten untereinander, in allen Abteilungen wurden neue Leistungen organisiert als Beitrag zum 1. Mai 1949.

Überall begann man mit den Vorbereitungen zum Weltfeiertag der Arbeiterschaft. Als nun einige Tage vorher bekannt wurde, daß das Bahnbetriebswerk Wittenberge ausgezeichnet würde, da war der Eifer und die Freude auf das Kommende riesengroß.

Und dann kam der 30. April 1949.

Die Zeitschrift „Der Verkehr“, Jahrgang 3, Juni 1949, Heft 6, brachte folgenden Bericht:

„Das Bahnbetriebswerk Wittenberge ist festlich geschmückt. Im Lokomotivschuppen III sitzen die Kollegen mit erwartungsvollen Gesichtern. Man sieht ihnen an, wie stolz sie auf ihre vollbrachte Arbeit sind. Der erste Vorsitzende der Industrie-Gewerkschaft Eisenbahn überreichte den Eisenbahnern des Bw die Zonenwanderfahne der Deutschen Wirtschaftskommission und des FDGB und zeichnete elf Kollegen und eine Kollegin mit dem Aktivistenabzeichen des FDGB aus. Der Generaldirektor übergab dem Bw für seine hervorragenden Leistungen eine Geldprämie (10 000,— DM) der Deutschen Wirtschaftskommission, Hauptverwaltung Verkehr.“

Kollege Chwalek beglückwünschte die Kollegen zu ihrer Leistung und führte u. a. aus:

„Mit dem heutigen Tage werdet Ihr Fahnenträger und dadurch als leuchtendes Beispiel für alle Eisenbahner in der Arbeit beim Aufbau für ein neues demokratisches Deutschland.

Ihr habt durch Eure gute und vorbildliche Arbeit bewiesen, um was es bei der Erfüllung unserer Aufgaben geht. Ihr habt in Eurer Dienststelle Leistungen vollbracht, die nur durch das Vorhandensein der ideologischen Klarheit möglich sind.“

Anschließend sprach der Generaldirektor und dankte den Eisenbahnern für ihre gute Arbeit:

„Warum erhielt das Bw Wittenberge diese Auszeichnung?

Bei der Bewertung wurden die guten Leistungen der Jahre 1946 bis 1948 zugrundegelegt. Außerdem hat das Bw

im Januar 1949	31 Schwerlastzüge
im Februar 1949	122 Schwerlastzüge
im März 1949	155 Schwerlastzüge

gefahren.



1. Mai 1949

Im ersten Quartal 1949 wurden 100 000 t über den Buch-Fahrplan gefahren, die $\frac{1}{2}$ Million zusätzliche Frachteinnahmen einbrachten. In der gleichen Zeit sind die Kleinausbesserungen um 74 Prozent zurückgegangen, was die gleiche prozentuale Kostensenkung mit sich brachte.

Die pflegliche Behandlung der Loks ist durch die volle, Regelbesetzung der Lokpersonale erreicht worden. Die innerbetrieblichen Wettbewerbe haben eine 20prozentige Gesamtleistungssteigerung der Lok-Kilometerzahl zur Folge gehabt.

Die Qualität der Reparaturen, die vorbildliche Arbeitsmoral und die Sauberkeit und Ordnung im Bw ist nicht zuletzt auf die Einführung des Leistungslohnes zurückzuführen.“

Und am 1. Mai 1949 führten die Eisenbahner von Wittenberge die erste Zonenwanderfahne in ihren Reihen mit sich und waren stolz darauf.

Fortsetzung folgt

Das Heft enthält:

	Seite
Hans Koch: Roggenaust in Groß-Breese	225
E. R. Müller: Amtsrat Clausius und die Brückwitzer Bauern	230
Will Anders: Unser Mitarbeiter Ernst Stadtkus	236
Ernst Stadtkus: „Pollo“ (Gedicht)	237
H. Giese: Dät oll Chasseehuus	238
Helmuth Vathke: In der Heimat zu Besuch	242
Heinz Krug: Moskau — die Stadt der VI. Weltfestspiele	247
H. Giese: Die Entwicklung des Eisenbahnknotenpunktes Wittenberge (Fortsetzung)	249

Zuschriften sind zu richten an den Verantwortlichen der Redaktionskommission
im Kreis

Perleberg: Hans Seiler, Perleberg, Parchimer Straße 9

Pritzwalk: Werner Mayer, Mesendorf bei Pritzwalk

Wittstock: Alfred Süßmann, Wittstock, Kyritzer Str. 12

Kyritz: W. Anders, Kyritz, Robestraße 9

für Lenzen: Arthur Grüneberg, Lenzen, Hamburger Straße 43

Hauptschriftleitung: Perleberg, Parchimer Straße 9

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

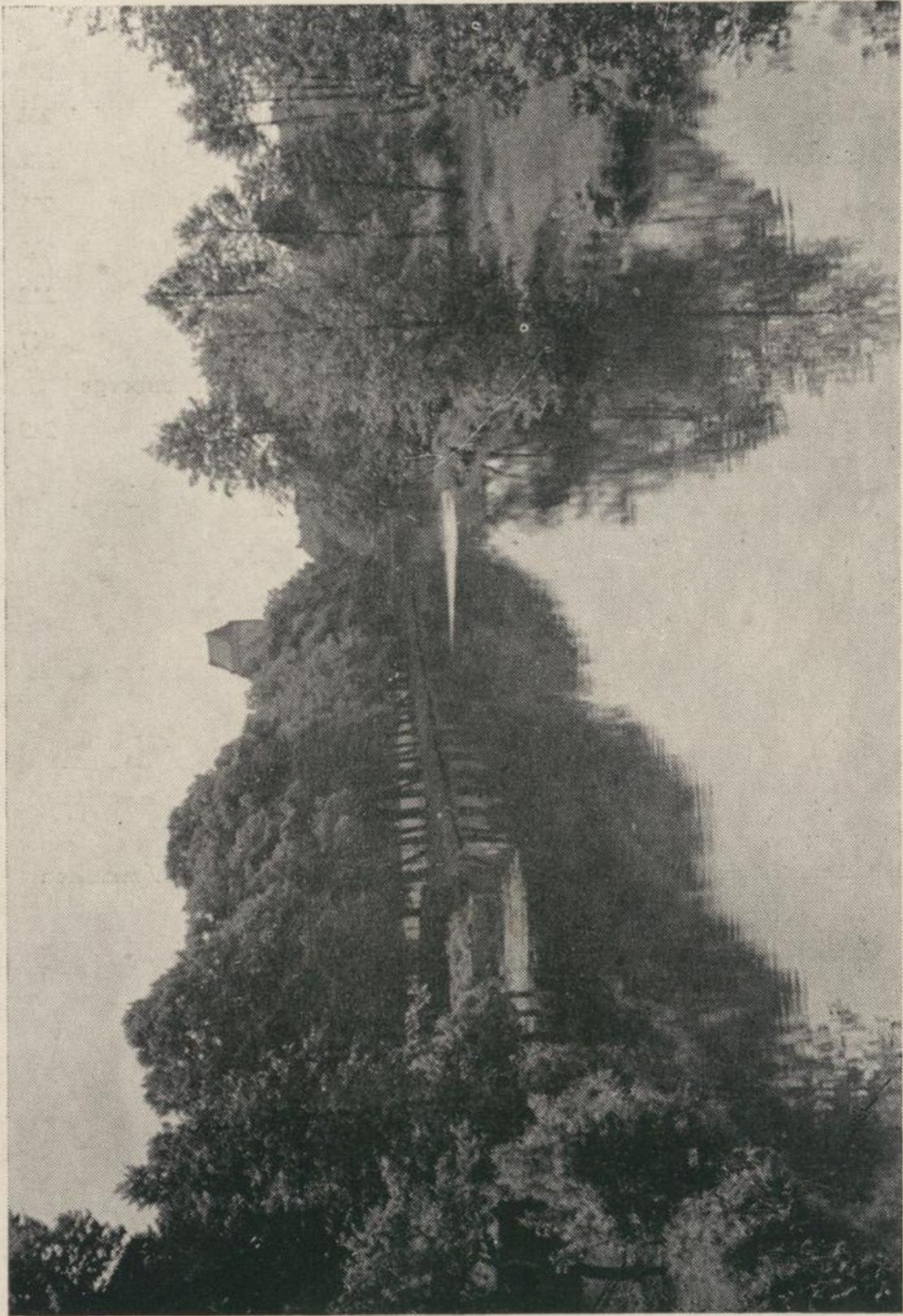
Titelbild: Perleberg - Am Wall. Aufn.: Reinhold Sauer, Perleberg

Augustheft 1957 . Preis 0,50 DM

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes von den Kreisleitungen
des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands und von den Räten
der Kreise Perleberg, Wittstock, Kyritz, Pritzwalk

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Df 512-57 - 6940



Aufn.: Reinhard Sauer, Perleberg

An der Stepenitz — Blick von der Brücke der neuen Fernverkehrsstraße auf Perleberg